

Planeten kreisen um ein Lächeln

Musikalisch und sängerisch bemerkenswert: Wagners „Tristan und Isolde“ am Staatstheater Nürnberg

Nürnberg – Die Atmosphäre ist die eines Staatsakts, das öffentliche Interesse enorm. Am Staatstheater Nürnberg hat eine Neuproduktion von Wagners „Tristan und Isolde“ Premiere, der Bayerische Rundfunk überträgt live, außerdem kann man die Aufführung in einigen Kinos verfolgen. Mit Letzterem kehrt die mediale Gegenwart in Nürnberg ein – und an der Rampe fährt eine kleine Kamera hin und her. Das tut sie, wenn das Orchester die Instrumente stimmt, das tut sie beim Vorspiel, und auch immer wieder während der Vorstellung selbst, was, wenn man zufällig darauf achtet, entweder leicht energierend ist oder auch einfach nur drollig, besonders dann, wenn zusätzlich zu den Wanderungen der einen Kamera noch eine zweite auf einer Teleskop-Säule aus dem Graben wächst.

Es wäre tatsächlich schade gewesen, hätten nur die Besucher im Opernhaus diese Aufführung miterleben können. Doch besser bedient waren ohnehin die, die nur vorm Radio saßen. Denn die statuarisch-steife Inszenierung von Monique Wagemakers besteht in erster Linie aus dem Bühnenbild von Dirk Becker: Ein Passepartout verengt die Bühne ein wenig, darin befinden sich zwei Scheiben aus drei eng beieinanderliegenden



Brangäne (Alexandra Petersamer) im Schoß von Isolde (Lioba Braun): Momentane Nähe in steifer Inszenierung. FOTO: OLAH

anderliegenden konzentrischen Kreisen, einmal als Spielfläche, einmal als schräg schwebender Deckel darüber. Das ist hübsch, stylisch, kühl beleuchtet und auch bedeutungsschwanger, gerade im dritten Akt – da ist ein Kreis zerbrochen, Dreck auf der sonst so sauberen Bühne, alles geht zugrunde. Auf den Kreisen bewegen sich die Figuren wie die Bestandteile eines Planetensystems; selten kommen sie sich nahe,

Alles klingt gut. Aber der Dirigent lässt ein wenig an Sehnsucht vermissen

auch das Liebespaar muss oft eine seltsame Distanz zueinander wahren, ein Umstand, der in der Gesamtheit wenig Sinn ergibt, kopiert, ausgedacht, wie eine konzeptuelle Überfrachtung bei ansonsten herrschender Regie-Ratlosigkeit wirkt.

Eine kümmert das nicht, und das ist Isolde. Lioba Braun ist eine ungemein herzliche, warme, sympathische Sängerin, und so ist auch ihre Isolde zu Beginn kein rachsüchtiges Weib, eher somnambul, in sich gekehrt, auf versonnene Art freundlich, scheu – und immer ein bisschen traurig, selbst im kurzen, höchsten Liebesglück.

Was nicht heißt, dass sie stimmlich zurückhaltend wäre. Fast wünschte man sich einen Tick mehr Ruhe, lyrische Gelassenheit. Im Dramatischen ist sie toll, je höher, desto lieber, zwischendrin mal mit ein klein bisschen viel Vibrato, aber insgesamt rundum überzeugend. Souverän übersteht sie die Stürme aus dem Graben – Markus Bosch geht forsch, ein wenig zu laut ans Werk, lässt die allerletzte Sehnsucht vermissen, aber alles klingt gut, ist gut musiziert. Nur ohne Geheimnis.

Ensemblemitglied Vincent Wolfsteiner lässt sich vor dem dritten Akt als erkältet ankündigen – und wird dann ein richtig guter Tristan. Davor setzte er rein auf Kraft – nun vertraut er seiner Stimme, ihrer Geschmeidigkeit, ihrem Glanz. Alexandra Petersamer ist eine prächtige, prägnante und sehr präsent Brangäne, Jochen Kupfer ein jugendlich ungestümer, sehr an Lautstärke interessierter Kurnewal. Und der König ist müde: Guido Jentjens ist eine imposante Erscheinung, aber leider mehr optisch als stimmlich.

Nürnberg hat nun einen musikalisch und sängerisch sehr ordentlichen „Tristan“. Das ist schön. Und mit Lioba Brauns wehmütigem Lächeln erhält er auch etwas ganz Eigenes.

EGBERT THOLL